

Feuermachen vor 5000 Jahren

Autor(en): **Champion, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarburger Neujahrsblatt**

Band (Jahr): - **(1978)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-787739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Feuermachen vor 5000 Jahren

Beitrag zum Zunderproblem der Pfahlbauer

Von Hugo Champion

Von den Pfahlbauern, die als frühe Jungsteinzeitmenschen vor zirka 5000 Jahren an den Ufern der Schweizer Seen lebten, wissen wir, dass sie das Feuer durch Schlagen von Pyrit mit Pyrit oder durch Schlagen von Pyrit mit Feuerstein entfachten. Pyrit (Schwefeleisen, Schwefelkies) ist ein Mineral, das dem urzeitlichen Menschen wegen seines bestechend schönen, goldfarbenen Kristallglanzes schon früh auffiel (Bild 1). Aus den Siedlungsböden ge-

stein fanden sich bei den Pfahlbaustätten auch geschäftet vor; sie steckten in Handhaben aus Hirschhorn, in die sie mit Birkenrindenteer eingekittet waren (Bild 2). Mit Hilfe einer Fassung liess sich das Funken schlagen bequemer und schneller bewerkstelligen. Durch die Wucht des geschäfteten Schlegels (Pyrit oder Feuerstein) auf den Schlagempfinger (Pyrit) prasselte ein ganzer Funkenregen auf den Funkenempfinger, den sogenannten Zunder, nieder.

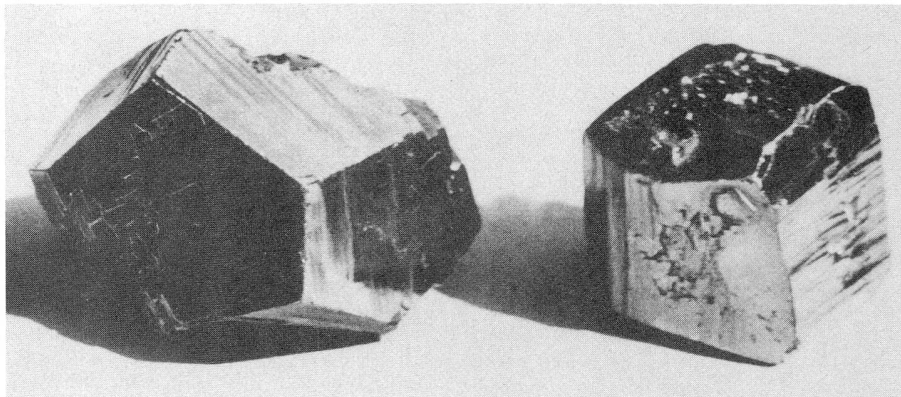


Bild 1: Zwei Pyritstücke in der Form grosser Kristalle, wie sie von den Pfahlbauern vor ca. 5000 Jahren zum Funkenschlagen benützt wurden. Pyrit (Schwefelkies, Eisenkies, Schwefeleisen) ist ein weltweit vorkommendes Mineral. Hauptfundstellen in der Schweiz sind das Gottardgebiet, das Val Bedretto und der Jura. (Foto: H. Ch.)

bene Pyritknollen wiesen Abnützung- und Schlagspuren auf: sie wurden zum Feuerschlagen gebraucht. Der praktische Versuch mit zwei Pyritstücken — eines in jeder Hand — liefert den Beweis: es sprühen reichlich Funken. Wird als Schlegel Feuerstein und als Schlagempfinger Pyrit verwendet, ist die Ergiebigkeit des Funkenwurfs weniger gross; dennoch brauchten die Pfahlbauleute den Feuerstein. Für diese Gepflogenheit gibt es nur eine Erklärung: Sparsamkeit gegenüber Pyrit. Dieser war, was die grossen Stücke betraf, offenbar Mangelware von Wert. Pyrit und Feuer-

Zunder besteht allgemein aus einem durch Funken leicht anglimmbaren pflanzlichen Material, das jedoch selbst nicht oder nur schwer entflammbar ist. Seine Glut vermittelt — zusammen mit Brennmaterial und Blasluft — die Flamme, das Feuer. Das Ausgangsmaterial für den Zunder der Pfahlbauer wurde bei Ausgrabungen schon mehrfach zutage gefördert. Es sind lederbraune, katzen- bis menschenkopfgrosse guterhaltene Baumschwämme. Die wissenschaftliche, strukturell-sporenmikroskopische Untersuchung ergab Identität mit dem heutigen, sehr seltenen, an mo-

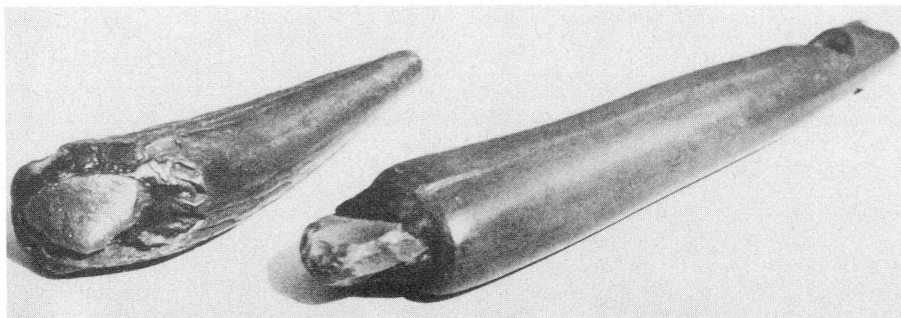


Bild 2: Geschäfteter Pyrit (links) und Feuerstein (rechts). In die Handhaben aus Hirschhorn sind die funkengebenden Mineralien mit Birkenrindenteer eingekittet. Das linke Objekt stammt aus dem Pfahlbau Robenhäuser ZH, das rechte aus dem Pfahlbau Schenkon LU. (Foto: H. Ch.; die fotografierten Objekte sind Kopien der im Schweizerischen Landesmuseum aufbewahrten Originale.)

dernden Buchen- und Birkenstämmen wachsenden echten Feuerschwamm (*Fomes fomentarius*) (Bild 3).

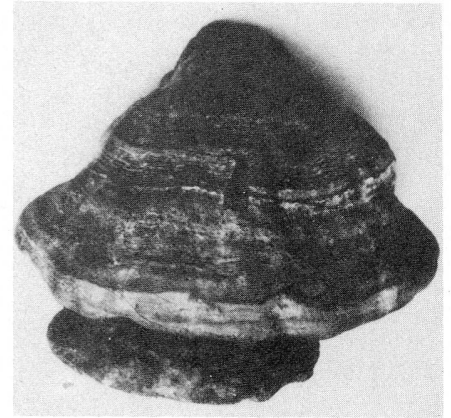


Bild 3: Der echte Feuerschwamm, aus dem von der Jungsteinzeit weg bis ins erste Viertel unseres Jahrhunderts der Zunder zur Feuererzeugung gewonnen wurde. Das abgebildete Exemplar ist neuzeitlich und stammt aus der Waadt. (Foto: H. Ch.)

Dieser Porling, ein konsolenförmiger, bis 40 Zentimeter breiter, braunroter Baumschwamm, war durch Jahrtausende bis ins heutige Jahrhundert als Funkenempfinger und Glutüberträger für die Feuererzeugung in Gebrauch. Der Schreibende traf noch 1966 im Unterengadin einen betagten Älper, der seine Tabakpfeife mit der Glut des Feuerschwamms, aus Stahl und Stein geschlagen, entzündete.

Der echte Feuerschwamm ist im Zustand des frischen Pilzes als Zunder unbrauchbar. Er bedarf einer Behandlung, um von den kurzlebigen Funken des Pyrits angeglüht zu werden. Über die Zubereitung des Feuerschwamms zu Zunder in der Pfahlbauerzeit herrscht Dunkelheit. Bekannt ist jedoch die Präparationsmethode des Mittelalters und späterer Jahrhunderte: ein physikalisch-chemisch-fermentatives Verfahren, das die Verformung des Feuerschwamms zu weichen hirschlederähnlichen Gebilden zum Ziel hatte. Die Lappen wurden einerseits zu Zunder, andererseits zu Wundschwamm (sogenannter Chirurgenchwamm für Blutstillung und Verbände) und zu Polstern in Kleidern und Mützen verarbeitet. Uns interessiert vorab die Aufbereitung des Feuerschwamms zu Zunder und die damit zusammenhängende Frage, ob auch unsere viehzüchtenden Vorfahren vor 5000 Jahren eine Herstellungsart für einen tauglichen Zunder zum Auffangen des Pyritfunkens kannten.

Die mittelalterliche, schriftlich überlieferte Zunderherstellung ging im grossen und ganzen wie folgt vor sich: vom geklopften frischen Schwamm wurden die holzigen Teile abgetrennt und der weiche Rest in Scheiben geschnitten. Letztere kamen geschichtet in ein hölzernes Standgefäss mit Aschen- oder Pottaschenlauge (Kaliumkarbonat enthaltende Lösung aus Holzasche), in dem sie während drei bis vier Wochen, mit Deckel und Stein beschwert, liegen blieben. Darauf wurden sie ausgerungen und auf einem Holzbock mit einem hölzernen Schlegel dünn geschlagen, durch Reiben zwischen den Händen weich gemacht und mit Salpeter oder Schwarzpulver durchgearbeitet, das heisst imprägniert. Als Salpeter bezeichnet man

die Kalium-, Natrium- und Kalziumsalze der Salpetersäure; sie kommen auf der ganzen Welt, zum Teil in grossen Lagern, vor. Schwarzpulver, der älteste Explosivstoff, besteht aus Kalisalpeter, Schwefel und Holzkohle.

Die Annahme, dass schon die Jungsteinzeitmenschen unserer Gegend den Salpeter als solchen gekannt haben, ist wenig wahrscheinlich. Erst im 8. Jahrhundert nach Christus begann China den landeseigenen Salpeter, den es zu Schwarzpulver (Schiesspulver) verarbeitete, in den vordern Orient zu exportieren. Im 12. Jahrhundert erschien er in der Türkei, später in den westeuropäischen Staaten.

Nun gibt es aber noch einen andern Salpeter, den man in neuerer Zeit bei der chemischen Analyse von Zersetzungstoffen in Jauchegruben landwirtschaftlicher Betriebe entdeckte: den Ammonsalpeter, dem heute als Düngemittel grosse Bedeutung zukommt. Dieser Stoff, eine Verbindung von Ammoniak und Salpetersäure, findet sich bisweilen als weissliche Abscheidung am Rand alter Miststöcke bei Viehställen. Aus Literaturquellen und durch mündliche Überlieferungen konnte der Schreibende in Erfahrung bringen, dass noch im vergangenen Jahrhundert ein Mann — bekannt als der «Salpeter-Hämeli» — die Alpen des Napfgebiets aufsuchte und unter Brettern bei Miststöcken die vermutlich ammonsalpeterhaltige Kruste sammelte. Ob er sie wohl zur Zunderimprägnation oder Pulverherstellung verwendete? — Diese Frage liess dem Schreibenden keine Ruhe, und er machte sich unverzüglich an seinem Ferienort an alten Miststöcken zu schaffen. Die mit einem Gläschen abgeschöpften Jaucheproben trug er nach Hause. Dasselbst riebt er einen unlängst vom Baum gesägten, getrockneten echten Feuerschwamm auf einer Sandsteinplatte zu feinem Pulver (Bild 4), vermischte es mit dem Inhalt des Gläschens, liess die Mischung einen Tag stehen und trocknete sie an der Sonne. Ein kulturhis-

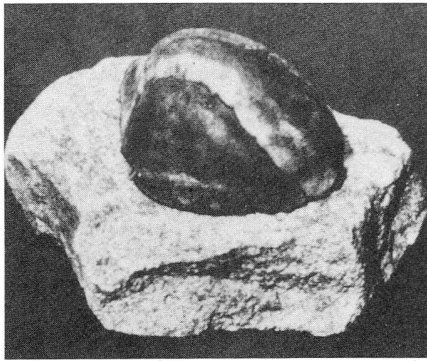


Bild 4: Sandsteinplatte mit aufliegendem echtem Feuerschwamm. Aus letzterem entsteht durch Raspeln auf dem Sandstein ein braunrotes Pulver, die Zunderfeilung. (Foto: H. Ch.)

torisch spannungsgeladener Versuch stand ihm bevor: jetzt galt es, die von ihm vermutete steinzeitliche Methode des Feuermachens nach 5000 Jahren nachzuahmen. In jeder Hand einen stattlichen Pyritknollen

haltend, schlägt er Funken. Sie fallen auf die bereitgehaltene, mit Jauche präparierte und getrocknete Zunderfeilung (Bild 5). Und siehe da: auf dem Zunder beginnen gleichzeitig mehrere Glutnester zu leuchten und ineinanderzufließen! Die Glut wird mit dürrem Gras bedeckt, durch Blasen in Brand gesetzt und schon flackert ein munteres Feuerchen und lässt sich mit Reisig unterhalten.

Wir haben allen Grund anzunehmen, dass die Zunderherstellung den Pfahlbauern eine vordergründige, wenn nicht lebenswichtige Angelegenheit bedeutete. Sie war der Angelpunkt der Feuererzeugung. War sie wohl in allen Teilen mit dem aufgezeigten Versuch identisch? Wir wissen es nicht sicher. Zur Zeit sind jedoch keine andern erfolgreichen Methoden urzeitlicher Zunderimprägnation bekannt. Es scheint, dass die durch Raspeln auf rauhem Sandstein oder Granit erhaltene Feilung, mit dem Ammonsalpeter der Jauche durchsetzt, die einzige praktisch verwertbare und heute noch reproduzierbare Zunderform der Pfahlbauer gewesen ist.

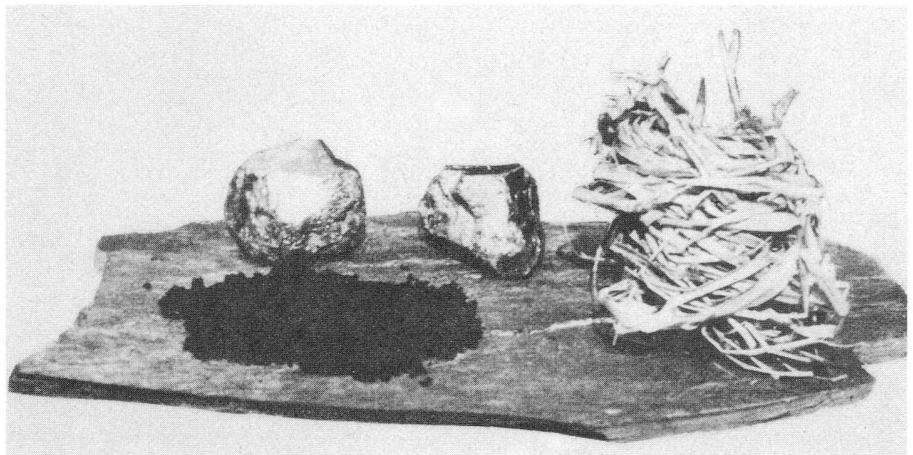


Bild 5: Das Feuerzeug des Pfahlbauers. Hinten: Zwei Pyritstücke; davor die mit Jauche imprägnierte Zunderfeilung; rechts dürres Gras als Brennmaterial. (Foto: H. CH.)



Schuel, Jugefescht und Gibifeerie

Dori Wanitsch-Morf

Die meisten Menschen erinnern sich gerne, wenn auch mit mehreren Trübungen, ihrer Jugend- und Kinderzeit. Neben geliebten oder verhassten Lehrern und Schulfächern sind aber den ehemaligen Aarburger Schülern bestimmt besonders im Gedächtnis hangen geblieben:

das Jugendfest (alle zwei Jahre), die Schulreisen und die Kolonieferien auf der Giebelegg bei Riggisberg. Es seien darum einige mit diesen zusammenhängende Besonderheiten, die zum Teil bereits in Vergessenheit zu geraten scheinen, festgehalten. Da ist einmal das alte Aarburger

Jugendfestlied mit Worten von Kuoni und vertont von Musikdirektor Heinrich Kunz (Lebensbeschreibung des Letzteren durch W. Ruesch im Neujahrsblatt 1974). Wahrscheinlich macht es der uns heute altmodisch anmutende Text aus, dass das Lied nicht mehr gesungen wird. Es ist wohl nur noch im Schulsingbüchlein, Ausgabe 1937, zu finden. Die Melodie aber ist doch recht hübsch und veranlasste mich, vor ein paar Jahren in Mundart einen neuen Text dazu zu entwerfen. Ob wohl dieses speziell für Aarburg entstandene Jugendfestlied — so oder so — wieder einmal an einem Jugendfest erklingen wird? — Wie man im Älterwerden das Jugendfest erlebt, mag ein kleines Gedicht verdeutlichen, «Jugefeschtrööseli». — Das «Giebeleggerlied» nach Worten von H. Plüss stellte mir auf meine Bitte vor Jahren Herr Bezlehrer H. Brunner zur Verfügung, eine Abschrift von 1948. Die

Melodie dazu war nirgends zu finden, doch war sie mir — ausser dem anschliessenden Jodel — noch gegenwärtig. Nach meinem Vorsingen setzte sie Frau Louise Begert-Müller in Notenschrift. Ebenso das alte Volksliedchen «Es sind emol zwöi Gspüehli gsy . . .», welche Melodie zu der «Giebelegger Schnitzelbank» verwendet wird. Diese entstand, als ich als jüngere Mutter und Mitleiterin in der Ferienkolonie war. Da in jeder solchen Ohren, Geduld und Ordnungssinn des Kaders gebührend strapaziert wird, heute wie damals, dürfte das Liedchen aktuell geblieben sein. Mündlich überlieferte oder neu entstandene Liedchen hat es noch etliche in meinen Schubladen. — Mehrere Ausschnitte, nämlich auf die Schule bezügliche, aus meinen im 15. Altersjahr geschriebenen Tagebuchaufzeichnungen, mögen die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts etwas aufleben lassen.